

Zeitschrift: Pädagogische Blätter : Organ des Vereins kathol. Lehrer und Schulmänner der Schweiz

Herausgeber: Verein kathol. Lehrer und Schulmänner der Schweiz

Band: 6 (1899)

Heft: 12

Artikel: Der Schreibunterricht in der Volksschule [Schluss]

Autor: Rohr, Hans

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-536297>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Schreibunterricht in der Volksschule.

Von Hans Rohr, Lehrer in Zürlikon.
(Schluß.)

Schließlich komme ich nun auf die Frage zu sprechen; kommen so alle Schüler zu einer schönen Schrift? Die Antwort lautet: „Die Mehrzahl, alle nicht!“

Gewöhnlich bleibt man nun da stehen und glaubt, sein Ziel erreicht zu haben. Doch es ist möglich, jeden Schüler zu einer einigermaßen geordneten Schrift bringen zu können, und dies kann geschehen durch den individuellen Unterricht im Schreiben; der bisher immer verpönt war. Es sei mir erlaubt, denselben zu begründen.

Bekanntlich sind nicht alle Schüler gleich beanlagt. Ist nun der Unterricht durchweg klassenweise, so werden die fortgeschrittenen Schüler durch das ewige Einerlei in ihrer Tätigkeit gehemmt, ihr Geist erschlafft, und der Eifer erlahmt. In keinem andern Fache tritt dies so deutlich zu Tage, wie im Schreibunterricht. Wir Europäer haben auf verschiedenen Gebieten von den praktischen Amerikanern schon so vieles gelernt, und auch hier können wir von ihnen lernen. Boos Zegher schreibt in seinem Berichte über amerikanische Volksschulen:

„Die Amerikaner können uns gar nicht begreifen, wenn wir an einem fähigen Kind das Verbrechen begehen, es staatlich zu zwingen, so lange im Klassenunterricht zu warten, bis auch der unbegabteste Schüler die Aufgabe begriffen hat.“

Es wird dabei allerdings der Weg eingeschlagen, daß man einem Lehrer nur eine ganz kleine Schülerzahl zuweist, durchschnittlich 40, in der Schweiz 50 und in der Klasse selbst noch 2—4 Abteilungen einführt. Durch den individuellen Unterricht behält der Schüler immer ein lebhaftes Interesse am Unterricht. Hat also die Mehrzahl der Klasse das Ziel erreicht, auf der Unterstufe die Deutlichkeit, auf der Mittelstufe die Regelmäßigkeit, auf der Oberstufe die Geläufigkeit und Gesälligkeit, so wird mit dem Gesamtunterricht abgebrochen, und es tritt der individuelle Unterricht in der Weise an dessen Stelle, daß man mit den zurückgebliebenen Schülern das Fehlende wiederholt und ergänzt und die fortgeschrittenen übergehen (z. B. auf der Mittelstufe) zu verwandten Buchstaben der englischen Kurrentschrift. Die besteht ja mit Ausnahme der Spezialform beim T aus den nämlichen Elementarformen. Denke man nur an die Flammenlinie, die beim großen englischen Alphabete bei 15 Buchstaben vorkommt. Der Übergang zur englischen Schrift ist demnach eine Leichtigkeit und wird man auf diesem Wege dabei besonders schöne Erfolge erzielen. Also der individuelle Unterricht ist es, der den Zurückgebliebenen nachholt, so daß meine Behauptung, jeder Schüler

könne zu einer geordneten Schrift gebracht werden, keine Übertreibung ist. Auch hier hat die Korrektur vor der Klasse zu geschehen. Übrigens verlangt der aarg. Lehrplan in der 7. Klasse für fähigere Schüler die Rundschrift und weist so auf einen individuellen Unterricht hin. Doch möchte ich jeden Primarlehrer vor der Rundschrift warnen. Ich selbst habe mit der Rundschrift schon schöne Resultate erzielt, mußte dann aber die Erfahrung machen, daß dabei die deutsche und englische Schrift zurückgingen, herrührend wahrscheinlich davon, daß die erste eine andere Hand und Federhaltung verlangt und diese dann bei den letztern vernachlässigt. Weniger tritt das ein, wenn der Schüler schon zu einer festen, beständigen Schrift gekommen ist. Überhaupt gehe ich von der Ansicht aus: „Lieber Weniges und das recht.“ Lieber nur deutsch und gut, als beide Kurrentschriften nur mittelmäßig. Wenn man aber noch zur Frakturschrift kommt, dann ist dies auf der Volksschulstufe nicht mehr Schreiben, sondern Zeichnen.

Was die Liniatur der Hefte anbetrifft, so habe ich darüber zu bemerken, daß die Buchstaben in Doppellinien geschrieben werden, doch dürfen dieselben nicht zu enge sein. Will man kleiner schreiben lassen, so wählt man keine andere Liniatur. Der Schüler macht den Grundstrich nur die Hälfte oder $\frac{3}{4}$ so groß, als die Linien von einander abstehen. So bildet sich der Übergang zur einfachen Liniatur. Die Schrift darf aber unbedingt nicht zu klein werden, weil dadurch Deutlichkeit und Schönheit verloren gehen. Zum Tastschreiben und Einüben der Schriftelelemente braucht man aus ökonomischen Gründen am einfachsten schon vollbeschriebene Hefte.

Bis jetzt habe ich vom Klassenunterricht gesprochen. Wie verhält es sich nun in Gesamtschulen, wo man meistens bis 6 Klassen beisammen hat? Da wird der Klassenunterricht zum Gesamtunterricht. Die Einübung der Elementarformen gilt den oberen Klassen als Wiederholung und Bestigung und muß dabei ganz genaue Ausführung verlangt werden. Kommt man zum Buchstaben, so verlangt man von der Unterstufe die einfache Ausführung desselben, auf der Mittelstufe Verbindung desselben mit Umschlingungen oder andern Hand- und Fingergelenkübungen und auf der Oberstufe Einübung von englischen Buchstaben mit oder ohne weitere Übungen. So wird mit Leichtigkeit für jede Klasse der Unterricht ersprießlich werden. Es hängt natürlich vom Lehrgeschick ab, hier die einzelnen Kombinationen herauszufinden und nutzbringend anzuwenden.

Ganz ähnlich verhält es sich mit dem Tastschreiben. Übt man z. B. das kleine w, so zähle ich 6, während der gleichen Zeit kann man

zwei englische w schreiben, indem nur auf den Abstrich gezählt wird, u. s. w. Dies weiter auszuführen, erachte ich für unnötig.

Um nun die im Schreibunterricht erzielten Erfolge zu sichern, soll jedes Schreiben Schönschreiben sein. Sudelarbeiten dürfen nie geduldet werden, sonst reißt die eine Hand nieder, was die andere aufgebaut hat. Der Lehrer selbst soll immer schön an die Wandtafel schreiben. Schlechtes Beispiel wirkt ansteckend. Zu schnelles Schreiben ist schädlich; deshalb darf nie zu schnell diktiert und dürfen Strafarbeiten nie in zu großem Maßstabe erteilt werden. Fehlerhafte Formen, sie mögen vorkommen, wo sie wollen, sollen immer gerügt und in der nächsten Schreibstunde zum Gegenstande der Verbesserung gemacht werden. Gute Schriften dürfen angemessen gelobt und den nachlässigeren Schülern zur Vergleichung vorgewiesen werden. Kein Tag vergehe ohne Korrektur. In den Bezirksschulen und höhern Lehranstalten, wo schneller geschrieben werden muß, wäre es vielleicht vorteilhaft, wenn die Stenographie obligatorisch erklärt würde.

Am Schlusse meiner Erörterung angekommen, möchte ich noch bemerken, daß zwar viele Wege nach Rom führen, jedoch der vorgezeigte nach meiner festen Überzeugung einer der kürzesten und gangbarsten ist, so daß man ohne sonderliche Ermüdung in der ewigen Stadt ankommt.

Erinnerungen eines Lehrers aus Afrika.

Schon längst hätte ich gerne etwas beigetragen, dem Redaktor und den getreuen Mitarbeitern der „Pädagogischen Blätter“ einigermaßen behilflich zu sein in ihrer hohen Aufgabe. Ein Chaos von Ideen durchstürmte mein geplagtes Gehirn, und ich konnte keine glückliche Wahl finden. Da, auf eines wohlmeinenden Freundes und geistlichen Lehrers Rat hin, dachte ich daran, mir einige Erinnerungen aus dem Schulleben Afrikas wachzurufen, eine glückliche Idee, die wohl verschiedene meiner einstigen Lehrer und Kollegen interessieren wird und unbekannten pädagogischen Größen und Ungrößen nicht schaden kann.

Ich will hiermit nicht etwa eine Chronik oder nähere Beschreibung der Schulen Algeriens — um dieses Land handelt es sich — aufstellen, das wäre wohl nur höchst uninteressant und unnötig. Denn man sieht dort ungefähr das gleiche Wirken und Streben in erzieherischer Hinsicht wie bei uns zu Hause. Die dortigen Schulzustände haben eben ihre guten und schlimmen Seiten, wie fast überall. Diese Worte gelten nicht den civilisierten Franzosen, sondern ich möchte etwas über die Eingeborenen erzählen, über die Araber, und speziell über den Beduinenstamm.

Die Sitten und Gebräuche verschiedener mohamedanischer Völkerstämme behandelt „Karl May“ überaus trefflich in seinen Reisebeschreibungen, und möchte ich deshalb nicht in seine kostbaren Memoiren hineinpustchen. Was uns ja speziell angeht, ist das Schulleben, das freilich tief in die Sitten eines Volkes eingreift, doch aber gewöhnlich von den Reisenden weniger oder fast gar nicht beachtet wird.

Wie bekannt, wurde der letzte größere Aufstand der Araber in Algerien anno 1883 vollständig, wenn auch mit blutigen Opfern, wahrscheinlich für immer niedergedrückt. Seither haben sehr viele Araber, da sie nun ziemlich sicher sind vor dem religiösen Fanatismus ihrer Mitbrüder, europäische Sitten und Gebräuche angenommen. Man sieht sie oft ganz nach unserer Art gekleidet, nur behalten sie immer ihren Turban, was sich oft sehr komisch ausnimmt und unsern Fastnachtsaufzügen gewiß zur Ehre gereichen würde. Da sie die gleichen Rechte und Pflichten besitzen, wie die dort ansässigen Franzosen, also auch zu den gleichen Ämtern und Ehren gelangen können, und sie ehrgeizig genug sind, auf dieselben zu aspirieren, so trachten sie natürlich auch darnach, ihre Bildung dermaßen zu gestalten, um den gerechten Anforderungen entsprechen zu können. Demgemäß sehen wir nicht nur kleine, schmutzige Araberkinder in den Schulbänken der Primarschule stecken, wo sie dem Lehrer und besonders der Lehrerin meistens zum Verdrüß und den andern Kindern vielfach zum Ärgernis dienen, sondern wir bemerken auch stattliche Jünglinge im schneeweißen Burnuß auf den Gymnasien und andern Mittelschulen, wo sie größtenteils mit glänzenden Zeugnissen den Sieg über ihre gleichaltrigen Studiengenossen davontragen; wir sehen auch angehende Männer, vom Wissensdurst getrieben, Labung suchen an den Quellen höherer Bildung in den Hörsälen der Universität von Algier.

Aber dieses Glück genießt nur ein äußerst minimer Teil der arabischen Bevölkerung. Es sind durch Zufall oder Verdienst Bevorzugte, welche in Dörfern oder Städten ihren Wohnsitz aufgeschlagen haben, und deren Eltern ein gewisses Vermögen besitzen oder deren Väter eine staatliche Stelle bekleiden. In den „Duat“ der Wildnis sieht es dagegen ganz anders aus. Man denke sich ein kleines Araberdorf von 6 oder 7 größeren oder kleinern Zelten zusammengesetzt, 20, 30 und mehr Std. entfernt von jeder Civilisation, man denke sich jene Nomadenvölker, welche, ihr mageres Vieh züchtend; in den ungewohnten Wäldern und, Prärien umherziehen und je nach der Jahreszeit, d. h. je nach der Beschaffenheit der Weideplätze, und was noch wichtiger ist, je nach dem Wassergehalte ihrer höchst interessanten Brunnen, den Wohnplatz 3 bis 4 mal wechseln; man denke sich die handeltreibenden Karavannenführer mit

ihren Familien, welche oft 100 von Stunden in einer Woche reisen. Da ist freilich keine große Neigung und kaum eine Möglichkeit zur Civilisation vorhanden. Und dennoch sah ich da etwas, das mich in nicht geringes Erstaunen setzte. In einer Lichtung des Waldes von Daha, einer kleinen Garnison der Fremdenlegion, ehemals eine Erholungsstätte für kalte Soldaten, heute aber wegen des ungesunden, fieberhaften Klimas verlassen — erblickte ich auf einem Streifzuge ein Duar von sieben Zelten, über welches ein „Reit“ herrscht. Abdel-Kader, das war sein Name, ist ein Greis von ungefähr 75 Jahren, noch rüstig, denn als ich zum ersten Male bei ihm war, bestieg er eben seinen Vollbluthengst mit nicht geringer Leichtigkeit. Sein Bart und Haupthaar waren ebenso weiß, wie seine Kleider, und seine ganze Gestalt forderte Bewunderung von seite des Europäers. Unter andern Kostbarkeiten trug er eine mächtig große goldene Uhr mit einer Kette von gleichem Metall. Er besaß für seinen speziellen Bedarf zwei Zelte, von denen das eine, in zwei Hälften geteilt, zur Wohnung mit dem Harem, das andere zur Vorrats- und Rüstkammer diente. Die andern Zelte, weit niedriger als diese zwei, bildeten mit den genannten einen weiten Kreis, welcher, wie jede einzelne Behausung, von einer fast undurchdringlichen Hecke von Dornen und anderm Gesträuch geschlossen wurde. Mitten in diesem Kreise stand ein kleines Zelt, niedlich gebaut und auch in einem Farbenreichtum, von den andern unterscheidend. Ein Rossschweif sich mit einem grünen Bande geziert, zeigte den Gläubigen an, wie tapfer der Reit sich in früheren Kämpfen gehalten, und wie er sich auch durch Frömmigkeit und als echter Mohamedaner auszeichnete. Denn der Rossschweif war eine eroberte Siegestrophäe und das grüne Band war ein Zeichen, daß er das heilige Grab des Propheten besucht und dessen Gnade mitgebracht habe.

Treten wir nun aber in dieses kleine Heiligtum. Schon vor dem Eingang ist ein kostbarer Teppich, jedenfalls aus Melka stammend, zu sehen. Mit Goldfäden ist darin die Hauptlehre des Korans gestickt: „Allah ist Allah, und Mohamet ist sein Prophet.“ In der Mitte des Zeltes, ihm zur Stütze dienend, steht eine reichgeschmückte Stange, an der verschiedene, vollgeschriebene Tafeln hängen. Es sind dies Abschnitte aus dem heiligen Buche. Ein Teppich an der Zeltwand, gerade dem Eingang gegenüber, zeigt uns Mohamet auf seinem feurigen Mustang, ein brennendes Schwert schwingend, von zahlreichem Gefolge umringt. Rings um die Zeltwand am Boden zieht sich ein Kanappee hin, nicht höher, als ein gewöhnlicher Fußschemel, aber breit genug, um sich bequem darauf zu setzen oder sich auszustrecken. Ungefähr zwanzig Kinder von verschiedenem Alter hören andächtig und äußerst gespannt den alten Lehrer,

der ihnen eben erzählt, wie man den „Christenhunden“ am Besten schaden könne, und wie man sie alle Tage im Gebete verfluchen müsse, damit sie endlich vom Erdboden verschwänden, und den Gläubigen Platz machten, um dem Propheten überall herrliche Moscheen erbauen und ihn so recht nach ihren Gelüsten verehren zu können.

Bei unserm Eintritte — ich war diesmal vom Reit in „Person“ begleitet — erhoben sich alle Kinder, sowohl, um ihrem Oberhaupte, als auch mir, dem Fremden, die schuldige Ehre zu erweisen. Der Magister kam auf uns zu, drückte dem Reit die Hand und führte sie, d. h. nur den Zeigefinger an den Mund, um ihn zu küssen. Das ist ihre gebräuchliche Begrüßungsart. Die gleiche Ehre wurde auch mir zu teil. Hierauf folgten auch alle Kinder diesem Beispiel und zwar ohne jedwiedrige Aufforderung, dann setzten sie sich wieder auf den Divan.

Da ich dem Reit als Lehrer bekannt war, so hatte er die läbliche Absicht, mir zeigen zu wollen, was die Kinder seines Stammes könnten und mich alsdann um meine Meinung zu fragen. Ich hatte nämlich die Unvorsichtigkeit begangen, etwas gering schätzig von seiner Schule zu reden, was ihn wohl einwenig gekränkt haben mag. Also fing man an zu lesen. Ein großes Cartonblatt wurde dem ersten Kinde gegeben, und es fing an, das Geschreibsel herunter zu leiern, und zwar in dem singenden Tone, der den Arabern beim Gebete eigen ist, wobei sie oft eine Art Giutarre mit einer oder zwei Saiten, eine Flöte oder den Dudelsack gebrauchen. Sehr wahrscheinlich hatten die Kinder alles schon so oft gelesen, daß sie es auswendig wußten. Als alle Kinder der Reihe nach eine bestimmte Zeit gelesen oder vielmehr gesungen hatten, was sie oft sehr anstrengen muß, kam das Rechnen an die Reihe. Hierbei spielt besonders das Kopfrechnen eine große Rolle. Ich war wirklich ganz erstaunt über ihre Leistungen in diesem Fache; denn hier gab es kein Auswendiglernen. Ich selbst stellte ihnen verschiedene Aufgaben in den vier Grundregeln. Sie bedienten sich dabei ausschließlich der Finger, die sie in fabelhafter Geschwindigkeit in alle möglichen Bewegungen brachten. Wir sehen überhaupt bei allen Arabern, daß sie gute Rechner sind. Man soll es nur nicht versuchen, sie beim Handel zu betrügen, sonst hat man schon vor dem Spiel verloren.

Dem Rechnen folgte Vaterlandeskunde, wobei aber hauptsächlich nur Arabien in Betracht kommt. Jedoch lernen sie auch von Algerien einige Heiligtümer und deren Geschichte kennen. Ich finde es kaum der Mühe wert, diese verschiedenen Orte aufzuzeichnen, da die verehrten Leser sehr wahrscheinlich nie ihren Fuß dorthin setzen werden, schon aus dem einfachen Grunde nicht, weil sie nicht in die Heiligtümer eingelassen würden.

Merkwürdigerweise wurde dem Schreiben gar keine Aufmerksamkeit geschenkt. Der Reit erklärte mir, daß die wenigsten in den Stand kämen, zu schreiben, und deshalb habe er die Kinder nicht überbürden wollen. Dennoch bemerkte ich, daß alle größern Kinder mehr oder weniger gelegentlich schreiben konnten. Sie hatten das freiwillig gelernt. Hierin zeigten besonders die beiden Enkel des Reit eine ihrem Alter genüge, große Geschicklichkeit, denn sie nahmen „extra“ Stunden, um mit der modernen Sprache zu reden.

Nun folgte der Schluß der Schule. Um die Kinder für ihre extra Mühen zu belohnen, teilte ich französischen Zwieback unter sie aus, und zwar möglichst den Leistungen der Einzelnen entsprechend. Auch den Lehrer vergaß ich nicht, und alle bezeigten mir ihren Dank auf die ihnen eigentümliche Weise. Sie küßten nämlich den Saum meines Rockes, welche Ehre sonst nur ihren „Marabut“, Priestern zu teil wird. Der Reit zeigte seine Erkenntlichkeit und Freude dadurch, daß er mich einlud, mit ihm zu speisen, was ich mit Freuden annahm. Während der Mahlzeit redeten wir fast ausschließlich nur über seine Schule. Ich gab ihm verschiedene Winke, um seine erzieherische Wirksamkeit noch mehr zu heben. Als ich ihm erklärte, der Lehrer müßte eigentlich vermöge seines wichtigen Amtes besser gestellt sein, als die andern Gläubigen, machte er ein sehr verduftetes Gesicht und meinte, daß sei eben eine Ehrensache. Er versprach mir aber doch, denselben über seine hohen Verdienste zu belohnen und ihn von verschiedenen Tributverpflichtungen zu befreien. Auch würde er suchen, den Lehrern der verschiedenen ihm unterstellten Duar gewisse Zusammenkünfte zu ermöglichen, damit sie über diese oder jene Gegenstände aus Schule und Haus sich besprechen und eine allfällige Einigkeit der Schulverhältnisse erzielen könnten.

Wer würde nicht gerne einmal diesen Wüstenkonferenzen beiwohnen? Ich konnte es leider nicht; doch hörte ich nachher vom Reite selbst, daß ihm dieselben große Freude und den einzelnen Duar, wie seinem ganzen Stämme, ersprießlichen Nutzen gebracht hätten. Die Wahrheit dieser Aussage bezeugte auch die entgegenkommende, sehr freundliche Haltung, welche diese halbwilden Leute mir gegenüber jedesmal annahmen, wenn ich das Glück hatte, sie zu besuchen. Schon von weitem erkannten sie mich, und alle stürmten unter dem Rufe: „Rumi, sacha“ (Dank, Fremder), herbei und küßten mir dabei die Hände und die Kleider.

Von dieser Unabhängigkeit wurde ich oft gerührt, und wie manchmal wünschte ich, daß auch in Europa dem Lehrer oft ähnliche Achtungsbezeugungen zu teil würden, das könnte manchem mehr Liebe und Vertrauen zu seinem schwierigen Amte einflößen.

R. H., Lehrer.